



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Echte Beunruhigungsbacillen

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Echte Beunruhigungsbacillen



Es ist eine Freude zu leben! — so rief Ulrich von Hutten beim Anbruch der Reformationszeit aus. Ob er es wohl jetzt thun würde? Vor zwanzig oder auch noch vor zehn Jahren vielleicht, aber heute? Vielleicht verspürte auch er heute etwas von dem schleichenden Beunruhigungsbacillus, wahrscheinlich aber nicht von dem, den der Reichskanzler jüngst mit diesem Ausdrucke treffen wollte und der in so vielen liberalen Köpfen umgeht. Denn von einer Gefährdung unsrer verfassungsmäßigen Einrichtungen durch Neigung zu monarchischer Unumschränktheit ist ja ernsthaft gar keine Rede. Der Ausdruck hohen monarchischen Selbstgefühls, dem ein ebenso starkes monarchisches Pflichtgefühl gegenübersteht, enthält noch lange keine Kriegserklärung gegen den konstitutionellen Staat. Freilich mit einer parlamentarischen Regierungsweise würde es sich nicht vertragen, aber eine solche haben wir ja weder im deutschen Reiche, noch in den Einzelstaaten, und wir müssen Gott auf den Knien dafür danken, daß wir mit dieser englisch-französischen Erfindung bis jetzt verschont geblieben sind, denn bei unserm Volkscharakter und unsern gründlich zerfahrenen Parteiverhältnissen wäre das der Anfang vom Ende. Auch der Lärm über die Bedrohung der Gewissensfreiheit durch den preußischen Volksschulgesetzentwurf ist wieder verstummt, seitdem es die Regierung vorgezogen hat, ihn vor der Opposition der „gesamten deutschen Intelligenz“ zurückzuziehen, um nicht den Grund oder Vorwand zu einem neuen „Kulturkampfe“ zu liefern. Aber ob Huttens vaterlandsliebender, scharfblickender Geist jetzt nicht einige ganz andre, viel ernster zu nehmende, viel unheimlichere „Beunruhigungsbacillen“ im Körper unsers Volkes entdecken würde? Es war auch zu seiner Zeit vieles faul im Staate Dänemark, und dem jähen Zusammenbruche der alten Kirche in Deutschland folgte die schreckliche Katastrophe des Bauernkrieges. Gewiß

ist heute vieles besser, aber ob die wirtschaftlich-sozialen Zustände gesünder sind, als am Anfange des sechzehnten Jahrhunderts?

Das christliche Mittelalter hatte von aller Arbeit eine sehr hohe sittliche Vorstellung. Es ist wahr, die Kirche sah in der wirtschaftlichen Arbeit nur eine Thätigkeit niederer Gattung, einen Nothbehelf, um das kurze irdische Leben zu fristen, aber sie war doch der Meinung, daß jede Thätigkeit dem Menschen durch göttlichen Auftrag, als ein „Leben,“ zugewiesen sei, gemäß dem newtestamentlichen Gleichnis vom Pfunde. Luther stieß diese Auffassung keineswegs um, sondern veredelte sie vielmehr, indem er beide Arten der Arbeit, die geistige und die rein wirtschaftlich-praktische, sittlich gleichstellte. Aus jenem Grundsätze folgte eine in ihrer Art vollkommene und dabei höchst leistungsfähige Organisation der wirtschaftlichen Arbeit, die allerdings den einzelnen in seiner Freiheit sehr beschränkte und ihn an feste, strenge Ordnungen band. Die Landwirtschaft vereinigte in der guten Zeit des Mittelalters mittels der Ausleihe von Grund und Boden an freie, abhängige und unfreie Bauern die Vorzüge der Zentralisation in der Leitung und der Dezentralisation im Betriebe, und niemals wieder hat der deutsche Bauernstand im allerentferntesten so großes geleistet, wie damals, wo er, in dieser Schule aufgewachsen, uns die Hälfte des gegenwärtigen deutschen Sprachgebietes mit dem Pfluge erwarb. Alle spätern „innern Kolonisationen“ treten vor dieser wirtschaftlichen Großthat völlig in den Hintergrund. Die städtischen Zünfte aber erstrebten und erreichten wirklich jahrhundertlang ein Ideal, das jetzt in nebelhafte Ferne gerückt ist: die gleichmäßig gute Beschaffenheit der Ware bei geringer Massenerzeugung, eine glänzende Blüte des Kunstgewerbes und die Bildung eines ehrenhaften, wohlhabenden, seines Verdienstes sichern Mittelstandes, und zwar durch eine halb sozialistische Organisation, die zugleich durch Kranken-, Unterstützungs- und Begräbniskassen für einen großen Teil der städtischen Bevölkerung das leistete, was die moderne deutsche Sozialreform, freilich für ungleich größere Verhältnisse, erst anstrebte. Alle diese ursprünglich so wohlthätigen Einrichtungen verwandelten sich nun freilich nach und nach in lästige Fesseln. „Bereunnt wird Unsinn, Wohlthat Plage.“ Jeder Fortschritt im landwirtschaftlichen Betrieb und damit jede Möglichkeit, die Produktion erheblich zu steigern, um der wachsenden Bevölkerung zu genügen, wurde durch den Flurzwang, die Abhängigkeitsverhältnisse und die gutschherrlichen Vorrechte aufs äußerste erschwert, und die Zünfte verwandelten sich in streng exklusive Verbände, in eine Art von gewerblicher Oligarchie, die mit starrer Selbstsucht über ihren Rechten wachte. Aber die zähe Lebenskraft dieser Institute war doch immer noch so groß, daß selbst der genialste aufgeklärte Reformers des achtzehnten Jahrhunderts, Friedrich der Große, nichts wesentliches daran änderte, ja sogar die strenge wirtschaftliche Scheidung der Stände zur Grundlage seines ganzen Wirtschaftssystems machte und jedem Stande nach dem Vorbilde seines

Vaters eine bestimmte Aufgabe zuwies, eine Art von monarchischem Sozialismus nach dem korporativen des Mittelalters.

Erst die französische Revolution, der konsequenteste Versuch zur Verwirklichung der „aufgeklärten,“ d. h. individualistischen Weltanschauung, brachte hierin eine gründliche Wandlung hervor. Hatte die frühere Zeit dem Menschen vor allem einen bestimmten Kreis von Pflichten zugewiesen und diesen auf göttliche Ordnung zurückgeführt (daher die schöne Bezeichnung „Beruf“), so gefiel sich die revolutionäre Anschauung darin, von Rechten, die allen Menschen gleich seien, von allgemeinen Menschenrechten zu reden, hinter denen der Begriff der besondern Pflicht völlig zurücktrat, und sie forderte damit jeden auf, statt dem ihm zugeteilten Berufe zu leben, etwas anderes, etwas besseres zu werden, d. h. sie machte die Unzufriedenheit mit der vorhandenen Lage zur Triebfeder aller Thätigkeit. Damit war die bisher geltende Weltanschauung um so gründlicher erschüttert, als jene Behauptung nach dem „Rechte der Natur“ erfolgte und von einer Anknüpfung an eine sittlich-religiöse Weltordnung ab sah. Aus Gedanken solcher Art zog die englische Volkswirtschaftslehre die logische Folgerung. Der erhabnen Anschauung, die den arbeitenden Menschen als einen Knecht Gottes faßte, stellte sie den Satz entgegen, die ausschließliche Triebfeder zur Arbeit sei die Selbstsucht, die Staatsgewalt aber habe diesem Ringen der einzelnen ruhig zuzusehen. Damit war praktisch jeder ideale Zusammenhang zwischen der Arbeit und der sittlichen Weltordnung aufgehoben und ein ungezügelter Interessentkampf eröffnet. Gewiß ist die Selbstsucht oder besser der Eigennutz immer und überall ein ebenso wichtiges wie berechtigtes Motiv gewesen, aber ein anderes ist es, diese Thatsache anzuerkennen, ein anderes, daraus einen theoretischen Grundsatz mit gewissermaßen dogmatischer Geltung zu machen. Unermeßlich ist dadurch die gewaltige Vermehrung der Produktion, wie sie mit der immer mehr sich steigenden Verwendung der Dampfkraft eintrat, gefördert worden. Diese wirkte und wirkt in doppelter Richtung zentralisierend. Sie vernichtet größtenteils den alten Handbetrieb, setzt die Fabrik an die Stelle der Werkstatt, macht den Menschen entbehrlich oder drückt ihn zu einer denkenden Ergänzung der Maschine herab, zerstört also das Bewußtsein des selbständigen Könnens und damit die Befriedigung an der Vollendung eines noch so bescheidenen abgeschlossenen Werkes. Hatte die alte Auffassung die Handarbeit theoretisch, der alte Betrieb sie praktisch gewissermaßen geädelt, so ist jetzt die Arbeit theoretisch wie praktisch entadelt worden. Daher kann sich zwischen dem Fabrikbesitzer und dem Arbeiter nur in seltenen Fällen ein sittliches Band bilden, wie es im Handwerk den Meister mit seinen Gefellen und Lehrlingen verknüpft hatte. Das herrliche typische Bild des gewerblichen Arbeitslebens, das Schiller in der „Glocke“ vorführt, trifft auf die Gegenwart leider gar nicht mehr zu; so vollständig haben sich seit hundert Jahren die Bedingungen verschoben und, sittlich betrachtet, ver-

schlechtert. Andererseits hat die Entwicklung der Eisenbahnen die Verbindung des Menschen mit seiner Heimat immer mehr gelockert, ihm die Wanderung nach den Punkten erleichtert, wohin größerer Verdienst lockt, und somit eine neue Art des Nomadentums großgezogen. Die neuere deutsche Gesetzgebung hat unter der Herrschaft jener liberalen Anschauungen diese wirtschaftlichen Vorgänge im wesentlichen nicht gehemmt, sondern gefördert. So notwendig und wohlthätig die Befreiung des Bauernstandes war, die der verhängnisvollen Auffaugung des kleinen und mittlern Grundbesitzes durch den Großgrundbesitz, wie sie sich zu derselben Zeit in England vollzog, gesteuert hat und in Deutschland nicht wie in Frankreich unter blutigen Umwälzungen erzwungen, sondern von der monarchischen Gesetzgebung friedlich durchgeführt worden ist, sie hat doch eben auch die alte gutherrliche Organisation des landwirtschaftlichen Betriebes zerstört, den Grundbesitz, vielleicht mehr als billig, mobilisiert, den Landmann allerdings frei gemacht, aber auch schutzlos in den wirtschaftlichen Wettbewerb hineingestoßen und somit oft genug seinen Untergang herbeigeführt oder ihn, was im Grunde auf dasselbe hinauskommt, zur Auswanderung in die Städte oder übers Meer gedrängt, wo er seinem Berufe oder seinem Vaterlande oder beiden verloren geht. Dasselbe hat die unbeschränkte Gewerbefreiheit für das Handwerk befördert, indem sie die erstarrten Zünfte nicht reformierte, sondern einfach beseitigte und damit den einzelnen völlig abhängig machte von dem fortwährend wechselnden Verhältnis zwischen Angebot und Nachfrage, also seine Existenz fortwährend und grundsätzlich dem Zufall preisgab. Was etwa noch von Resten alter Ordnungen vorhanden war, das schwemmte die Freizügigkeit und die Aufhebung des Heimatsrechts durch das Unterstützungswohnsitzgesetz hinweg, das einen uralten, schönen, echt deutschen Begriff durch einen, neuen unendlich flachen, aus dem Armenhause geholten ersetzte. So zerfällt die heutige arbeitende Gesellschaft nicht mehr wie früher in geschlossene, selbständig organisierte Gruppen, sie ist vielmehr theoretisch und praktisch „atomisiert.“

Die Folgen liegen klar vor Augen für jeden, der die Augen nicht gewaltsam verschließt. Alles drängt in die Städte, namentlich in die großen, wohin reichlicher Verdienst und Genüsse aller Art locken; die Großstädte schwellen wasserkopfartig an, die Landwirtschaft, mit Arbeitermangel und mit stetig steigenden Arbeitslöhnen kämpfend, wird immer weniger lohnend und kann sich gegen die Konkurrenz mit dem unter günstigeren Verhältnissen schaffenden Auslande nur mühsam behaupten, zumal dann, wenn die gesteigerten Lebensansprüche gutherrlicher Familien viel mehr aus dem Grund und Boden herauszuwirtschaften nötigt, als er an sich von Natur trägt. Das platte Land und die kleinen Städte entvölkern sich, das solide kleine Handwerk ringt mit dem überwuchernden Fabrikbetriebe mühsam um sein Dasein, der kleine Zwischenhandel wird von den großen Unternehmungen aufgesogen, der ganze

städtische Mittelstand also ist in ernster Gefahr. Die industrielle Produktion hat sich riesenhaft gesteigert und verbessert, aber sie richtet sich gar nicht mehr nach dem Bedarf, vielmehr soll sich der Bedarf nach der Produktion richten, der Mensch ist also gewissermaßen nur noch um der Produktion willen, die Produktion nicht mehr um des Menschen willen da, oder richtiger: die Industrie arbeitet vielfach nur noch, um die Arbeitermassen, die sie zusammengehäuft hat, zu beschäftigen und zu ernähren. Jede neue Zollgesetzgebung, jede Änderung des Geschmacks führt zur Entlassung von tausenden von Arbeitern, die oft einfach auf die Straße geworfen werden und dann im günstigsten Falle der Armenpflege verfallen. Das Lösungswort ist daher die Erschließung neuer Absatzgebiete geworden, die doch ebenso rasch oder noch rascher verloren gehen können, als sie gewonnen sind und vorher unter Umständen zu neuer Überproduktion verleiten. So taumelt unsre Industrie von einer Krisis zur andern, und es ist kein Ende abzusehen. Was namentlich aus ihr werden soll, wenn sich die nordamerikanische Volkswirtschaft erst richtig ausgewachsen haben wird, daran kann man nicht ohne Grauen denken. Die bedrohliche Erscheinung ausgedehnter Arbeitslosigkeit, die zuerst in diesem Winter in deutschen Großstädten die unruhige Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat, wird sich ganz sicher und wahrscheinlich in vergrößertem Maßstabe wiederholen, denn alles, was bis jetzt dagegen geschehen ist und geschehen kann, kommt über Nothelfe nicht hinaus. In Summa: die Auflösung der alten Organisationen, die wirtschaftliche „Freiheit“ aller hat zur Sklaverei aller geführt. Der Arbeiter ist abhängig vom Fabrikanten, der Fabrikant vom Arbeiter, der Landmann vom städtischen Kapitalisten, alle von der Lage des Weltmarkts und vom Spielbetrieb an der Börse wie nie zuvor. Nicht mehr feste Verbände von Leitern und Arbeitern in verschiedenen Abstufungen stehen nebeneinander, sondern die arbeitende Welt zerfällt mehr und mehr in zwei große Massen, in „Arbeitgeber“ und „Arbeitnehmer“, d. h. in Kapitalisten und Nichtkapitalisten, die sich wirtschaftlich streng abschließen, weil der Übergang aus der einen Klasse in die andre heute nur in seltenen Fällen möglich ist (im Gegensatz zum alten Handwerksbetriebe), die daher gesellschaftlich gar nichts, sittlich wenig mit einander gemein haben, sich also einander immer weniger verstehen und jeden Augenblick bereit sind, in einen Kampf auf Leben und Tod mit einander einzutreten und wirklich eintreten, sobald es der Vorteil der einen oder der andern Gruppe verlangt. Das moderne Judentum mit seiner zersetzenden Kritik, seinem Schachergeiste, seiner Findigkeit, seiner dreisten Unbedenklichkeit, seiner Macht an der Börse und in der Presse hat in dieser Auflösung ein willkommenes Feld gefunden und sie zwar nicht geschaffen, aber verschlimmert. Und während sich jene kurz gesagt vorrevolutionäre Arbeitsorganisation viele Jahrhunderte hindurch, wenn auch schließlich verkümmert und erstarrt, behauptet hat, so ist die manchesterliche Volkswirtschaftslehre nach nicht hundert Jahren schon

am Ende ihrer Weisheit angelangt und hat so gründlich abgewirtschaftet, daß sie bereits ihr Extrem hervorgetrieben hat.

Denn die Sozialdemokratie ist die logische Folge dieser Zustände. Der „Atomisierung“ der Gesellschaft will sie die straffste genossenschaftliche Organisation entgegensetzen, indem sie das Privateigentum an den Betriebsmitteln aufhebt. Dabei verzichtet sie ebenso grundsätzlich wie das Manchesterium auf jede Anknüpfung an eine sittlich-religiöse Weltordnung und hat sich aus der materialistischen Weltanschauung, die jenem zu Grunde liegt, eine mächtige Waffe geschmiedet. Denn da für den Materialismus das Dasein des Menschen im Erdenleben beschloffen liegt, so ist die Forderung, daß jeder einen möglichst gleichen Anteil an den allerdings meist recht roh aufgefaßten irdischen Genüssen haben müsse, ganz selbstverständlich. Wie idealistisch erscheinen dagegen doch die aufständischen Bauern von 1525, die ihre wirtschaftlich oft ebenso radikalen Forderungen doch immer im Namen des freilich mißverstandnen göttlichen Wortes erhoben und ein göttliches Gebot mit ihrer Durchführung zu erfüllen meinten! Gewiß würde die Sozialdemokratie eine furchtbare allgemeine Sklaverei über die Menschheit bringen und jede Entwicklung der Persönlichkeit ersticken, aber es ist ganz aussichtslos und darum thöricht, sie durch Widerlegung ihrer Theorien vernichten zu wollen. Denn sie beruht auf Thatfachen, und Thatfachen werden eben nur durch Thatfachen, nicht durch Worte aus der Welt geschafft. Die Sozialdemokratie wird also erst verschwinden, wenn sich die Zustände geändert haben, aus denen sie hervorgegangen ist. Und da wird es ein unvergeßliches Verdienst der deutschen Monarchie bleiben, daß sie von jeher der vollen Entwicklung des Manchesteriums durch gewaltige straffe Ordnungen, in denen etwas von dem korporativen Geiste des Mittelalters lebt, und die auf dem alten Begriffe der Arbeit als eines gottgewollten Berufes beruhen, nämlich durch ihr Beamtentum und ihr Heerwesen, praktisch entgegen gearbeitet hat, und daß sie jetzt den kühnen Versuch macht, die alten zünftischen Grundsätze des Schutzes der Arbeiter vor Ausbeutung, Krankheit und hilflosem Alter auf die Millionen der handarbeitenden Klassen zu übertragen. Nur eine starke Monarchie vermag das, weil sie über den Parteien steht; eine parlamentarische Regierung, d. i. die herrschende Oligarchie der wirtschaftlich starken, hätte das nie zustande gebracht und wird das nie zustande bringen, denn sie würde damit gegen die Gesetze ihres eignen Lebens verstoßen. Aber abgeschlossen ist damit das ganze Werk so wenig, daß wir vielmehr erst am Anfange stehen. Nicht in der Sozialdemokratie an sich steckt der schlimmste Beunruhigungsbacillus, sondern in der wirtschaftlich-sozialen Auflösung der Gesellschaft, aus der sie hervorgegangen ist und aus der immer neue Giftstoffe aufsteigen. Dieser gilt es zu steuern, sonst treiben wir in englische Zustände hinein, die dort nur deshalb haltbar sind, weil England in seinen Kolonien unermessliche Absatzgebiete besitzt. Ohne diese könnte England in dieser Weise

gar nicht bestehen, denn es ist thatsfächlich nur noch das Herz eines Weltreichs. Schon deshalb war und ist es gedankenlos, englische Zustände und Einrichtungen für Deutschland ohne weiteres als mustergiltig zu betrachten, denn Deutschland wird niemals werden, was England ist, und Gott verhüte, daß es das werde, denn die Blüte der englischen Industrie, des englischen Welt Handels und der englischen Aristokratie, die jenes britische Weltreich gegründet hat, sie ist erkaufte mit der Vernichtung des englischen Bauernstandes und des englischen Ackerbaues, mit der rohen Knechtung Irlands und mit dem unsagbaren Massenelend in den großen Städten. So ist schon jetzt Englands Größe Englands Verfall geworden, so sicher wie das alte Italien am römischen Reiche und an dem zur Welthauptstadt gewordenen Rom zu Grunde gegangen ist.

Sa die großen Städte! In einem Anfluge herben Unmuts hat einmal Fürst Bismarck in jungen Jahren den grimmbigen Wunsch ausgesprochen, die großen Städte möchten vom Erdboden verschwinden. Ähnlich haben bekanntlich die alten Germanen gedacht, nur daß sie in ihrem handfesten Krieger- und Bauernverstande diese Ansicht zuweilen in rauheste Wirklichkeit übersehten. Wir Nachkommen dieser städtefeindlichen Recken der Völkerverwanderungszeit denken anders darüber, denn wir selbst sind längst Städtebewohner und zu einem guten Teile sogar Großstädter geworden. Aber eines Gefühls der Beängstigung, wohin es denn mit dem rasenden Wachstum der Großstädte eigentlich hinauswolle, kann man sich doch zuweilen nicht erwehren. Die ganze wirtschaftliche und soziale Richtung unserer Zeit drängt unwiderstehlich nach dieser Seite, die bisherige Gesetzgebung hat sie mächtig gefördert, und die Vergrößerung wird noch künstlich beschleunigt durch die Großstädte selber, die neuerdings die einst selbstständigen, freilich längst schon städtisch gewordenen Dörfer und „Vororte“ verschlingen und sich „einverleiben.“ Groß-Leipzig und das Ungeheuer Groß-Wien sind schon fertig, von Berlin ganz zu geschweigen. Gewiß bestehen zwingende Gründe zu dieser Einverleibung, denn die kindliche und gedankenlose Freude darüber, daß nun die gute Stadt A-hausen oder B-haim den so und so vielen Platz in Deutschland oder in Europa einnehme und das benachbarte Y-burg — endlich! — glücklich überflügelt habe, kann doch an so folgenschweren Entschlüssen unmöglich Anteil haben. Wie folgenschwer sie sind, tritt rasch und meist in recht unerfreulichen Dingen hervor. Das Schul- und Armenbudget schwillt zu beängstigender Höhe, die Steuerkraft der Gesamtgemeinde wird verhältnismäßig nicht vermehrt, sondern vermindert, und die meist ärmern Vororte wälzen der alten Stadt ihre eignen Lasten mit auf und zwingen zum schärfern Anziehen der ohnehin schon hinreichend angespannten Steuerschraube.

Und wie unbehaglich und unschön gestaltet sich nun in der Regel die moderne deutsche Großstadt! Im Innern zeigt sie wohl hie und da noch das charaktervolle Bild einer alten Stadt, aber jenseits ihrer Grenzen dehnen

sich zwischen einzelnen Prachtbauten und eleganten Straßen gewöhnlich in öder Langeweile die endlosen, geradlinigen Straßenfluchten drei- und vierstöckiger Mietkasernen, einander zum Verwechseln ähnlich. Mit dem dringenden Bedürfnis nach Vermehrung der Wohnungen verbindet sich dabei das oft viel weniger dringende des erleichterten Verkehrs, das über alle andern Rücksichten siegreich hinwegschreitet. Und so fressen diese aufschießenden neuen Häusermassen wie ein Schlackenstrom das Grün der Gärten und Felder, und kaum ist eine bisher entlegne Gegend durch eine neue Pferde- oder Eisenbahn oder einen großen Durchbruch „aufgeschlossen,“ so bemächtigt sich die Spekulation gierig des Grund und Bodens und treibt die Preise so in die Höhe, daß für Gärten und Schmuckplätze kein genügender Raum bleibt und es in der Regel noch viel weniger möglich ist, Villenstraßen oder gar Villenviertel anzulegen. Nur einzelne deutsche Großstädte haben sich diese gesündeste, schönste und behaglichste Wohnungsanlage in einiger Ausdehnung bewahrt, während sie in Orten, in denen sich die moderne „Entwicklung“ am raschesten vollzieht, die sie also am nötigsten brauchten, am meisten fehlt. Und nicht nur dies. Wo in ältern Stadtteilen etwa noch Gärten vorhanden sind, da werden sie mehr und mehr erstickt oder ganz verschlungen von Mietkasernen, Hinterhäusern, Bierpalästen und andern Vergnügungslokalen, und die Baupolizei läßt es meist ruhig geschehen, daß diese grünen, Luft und Licht spendenden Oasen dem Drange nach Erwerb und der Spekulation zum Opfer fallen, und daß hohe Fabrikfornsteine selbst in bessern Vierteln aufschießen und alles ringsum verrußen. Sie glaubt oft schon etwas großes zu thun, wenn sie die neuen Straßen in einer gewissen Breite anlegt, die eine oder die andre mit Baumreihen bepflanzt und hier und da einmal einen kleinen Schmuckplatz rettet. Selbst wenn die Stadtgemeinde selber Besitzerin des Grund und Bodens ist, pflegt es so zu gehen, weil die Entscheidung über die Verwendung dieses Areals von den Mehrheitsbeschlüssen städtischer Kollegien abhängig ist und bei diesen natürlich das Bestreben herrscht, möglichst viel herauszuschlagen. Wirklich großartige Anlagen, wo sie ein fürstlicher Wille schafft, gelingen daher unter solchen Umständen fast niemals. So drängt sich die Bevölkerung immer dichter zusammen und wird zugleich von der Leben und Erholung spendenden Natur immer weiter abgedrängt. Hat doch eine sehr interessante Statistik, die zum Nachdenken veranlassen könnte, ergeben, daß in Berlin tausende von Kindern ärmerer Familien niemals einen Sonnenauf- oder -untergang, niemals ein Feld oder eine Wiese gesehen haben. Wohl führen die modernen Verkehrsmittel verhältnismäßig rasch ins Freie, aber wie viele können sie wohl täglich zu diesem Zwecke benutzen, ganz abgesehen davon, daß diese Benutzung selber das Gegenteil von Erholung ist? Hat der Fabrikant, der Kaufmann, der Beamte, der Arbeiter die Zeit oder auch das Geld dazu, alltäglich oder auch

nur allwöchentlich mehrmals selbst hinauszufahren oder seine Kinder hinauszuschicken, vorausgesetzt, daß überhaupt in erreichbarer Nähe eine Gegend liegt, die wirklich Erholung bietet? So treibt sich die heranwachsende Jugend der niedern Stände während der schulfreien Zeit in dumpfen Höfen oder auf der schmutzigen, lärmgefüllten Straße herum und legt selbst den Schulweg in dem nervenerschütternden Getöse des großstädtischen Verkehrs zurück. Was nützt all das Reden und Schreiben über die Gesundheitspflege im Volke, wenn die unerläßlichen Grundbedingungen einer gesunden, naturgemäßen Lebensweise fehlen und immer mehr vernichtet werden? Die hie und da eingerichteten Turn- und Bewegungsspiele, die sogenannten Ferienkolonien und dergleichen bieten doch nur für wenige einen ungenügenden Ersatz. Es muß daher geradezu als eine sträfliche Vernachlässigung bezeichnet werden, wenn die maßgebenden Kreise großer Städte nicht mit ganzer, unter Umständen auch mit rücksichtsloser Energie darauf hinarbeiten, eben in oder neben den am dichtesten bewohnten Stadtteilen weite, grüne, mit Baumwuchs umgebene Plätze zu erhalten oder herzustellen, aber es geschieht wohl nur selten in einigermaßen genügender Weise. Später wird man vielleicht mit schweren Kosten Licht und Luft wieder schaffen müssen, wo man sie sich jetzt achtlos versperrern läßt.

Wenn sich unsre großstädtische Bevölkerung nur aus sich selber ergänzte, so würde sie ohne Zweifel rasch völliger Entartung verfallen. Denn das Hauptübel unsrer Zeit, das unruhige, nervöse und nervenzerstörende Hasten und Zagen nach Verdienst und Genuß, ist in den Großstädten entstanden und beherrscht dort das Dasein. Nicht sowohl die körperliche als die geistige Leistungsfähigkeit wird in diesem aufreibenden Kampfe aller gegen alle bis zur Erschöpfung angespannt. Daher haben heute die Männer der gebildeten Stände das traurige Vorrecht, nervös zu sein, vor den Frauen voraus, daher füllen sie die Irrenhäuser und die Nervenheilanstalten und stellen eine alljährlich wachsende Zahl zu dem schrecklichen Kontingente der Selbstmörder. Der Tag verschlingt bei Beamten, Kaufleuten und Gewerbetreibenden fast ungekürzt die Berufsarbeit außerhalb der Familienwohnung, und der Abend wird in einem guten Teile des Jahres der städtischen Selbstverwaltung, die immer wachsende Kräfte verschwenderisch verbraucht, der Vereinsmeierei, dem Stammtisch, den geselligen Veranstaltungen der verschiedensten Art in einem Umfange geopfert, daß die Tage einer Woche kaum ausreichen, ihnen zu genügen. Kein Wunder, daß heutzutage sehr viele gebildete Familien ein wirkliches Familienleben ebensowenig mehr kennen, wie leider Gottes die meisten Arbeiterfamilien, denen es das Ringen um das liebe tägliche Brot zerstört hat, und daß sie ihre Wohnung eigentlich nur noch zum Schlafen und Essen brauchen und um „Gesellschaft“ bei sich zu sehen. Natürlich wandelt die großstädtische Jugend männlichen und weiblichen Geschlechts in den Fußstapfen der Erwachsenen und stellt auch ihrerseits an die geselligen Veranstaltungen die übertriebensten Ansprüche. Zum

Glück faßt dann das Militärjahr die verwöhnten Herrchen mit etwas festem Griff und lehrt sie nicht nur streng gehorchen, sondern auch entbehren. Und da nun von einer wirklichen Erziehung in vielen „gebildeten“ und „feinen“ Häusern kaum mehr die Rede ist, so bürdet man immer mehr der Schule auf und erwartet von ihr, was man selber nicht mehr leisten kann oder nicht mehr leisten will. Vor dreißig, vierzig Jahren schnitzte und pappte jeder richtige Junge ohne besondere „fachliche“ Anleitung zu Hause frisch drauf los; heute ertönt der Ruf nach Einführung des Handfertigkeitsunterrichts in die Schulen immer lauter, und für die „höhere Tochter“ giebt es Koch- und Nähstunden zu kunstgerechter Unterweisung. Nicht einmal für die körperliche Ausbildung und Erholung will die Familie mehr sorgen; auch dafür soll die Schule durch Turnen und Bewegungsspiele, Ausflüge u. dergl. aufkommen. Wehe ihr, wenn sie das erwartete nicht leistet, dann bleibt sie hinter der „Zeit“ zurück und muß gründlich „reformirt“ werden. Ist es nicht ein klägliches Armutzeugnis, das sich damit die deutsche Familie ausstellt, und zugleich eine Verarmung ihres eignen Lebens? Selbst die Bekämpfung der Sozialdemokratie hat man nicht übel Lust ihr aufzubürden; denn wenn sie ihre Zöglinge mit den „richtigen“ volkswirtschaftlichen Grundsätzen durchdringt, dann wird jener schlimme Auswuchs von selbst verschwinden. Wenn man nur genau wüßte, welches volkswirtschaftliche Dogma das „richtige“ wäre!

Dem sehr bössartigen Beunruhigungsbacillus, der in diesen Verhältnissen liegt, kann keine Gesetzgebung den Nährboden entziehen, sondern nur die ernsteste Selbstzucht der Gebildeten. „Laßt uns besser werden, dann wirds besser sein!“ Nicht von den Massen, sondern von den führenden Kreisen eines Volkes hängt sein Schicksal ab, und eben sie tragen die Verantwortung dafür. Ob zu einer solchen Wendung schon viel Aussicht ist? Dazu ist unsre „Intelligenz“ viel zu gedankenlos und oberflächlich. Wie viele Gebildete haben denn ein festes Verhältnis zu dem ewigen Gedanken einer sittlich-religiösen Weltordnung und ziehen daraus die Folgerungen, die sich für ihr eignes Dasein und ihre eignen Pflichten ergeben? Mit dem trübsinnigen Pessimismus und dem flachen, trostlosen Materialismus mindestens zu spielen gilt vielen für weit gebildeter, als festzuhalten an dem alten einfältigen Glauben an einen fürsorgenden Vater im Himmel, dessen Kinder wir sein sollen. Und manche Vertreter der deutschen Wissenschaft würden es für eine persönliche Beleidigung halten, wenn man ihnen im Ernste derartige veraltete, mit den wissenschaftlichen Ergebnissen so ganz unvereinbare Ansichten zumuten wollte. Nur die Wissenschaft darf heute noch Dogmen aufstellen, nicht die Kirche. Dieselben Leute freilich entsetzen sich, wenn die Begehrlichkeit sozialdemokratischer Arbeitermassen diesen „Kinderglauben“ ebenfalls über Bord wirft und ihren Anteil an den Gütern und Genüssen der Erde fordert, die ihnen nur die Selbstzucht der „Reichen“ vorenthalte. Doch jene haben gar kein Recht dazu, solche Begehrlichkeit un-

sittlich zu finden, denn sittlich-religiös stehen sie auf demselben Boden, wie ihre gefürchteten Gegner, und wenn sie selber sehr ehrenhafte und sehr pflicht-treue Staatsbürger sind, so verdanken sie das eigentlich nicht ihren Grundsätzen, sondern ihrer guten Erziehung, ihren anständigen Gewohnheiten und — ihrer günstigen äußern Lage. Wären nicht die gebildeten Kreise unsers Volkes so vielfach vom Pessimismus und Materialismus angegriffen, wie könnte die verjudete Berliner Schmutzlitteratur samt ihren französischen, norwegischen und russischen Vorbildern so viel Anklang finden, diese „Moderne,“ die nur dort die „Natur“ sieht, wo sie unsauber und ekelhaft ist, und unter „Gesellschaft“ nur ihre angefaulten Bestandteile versteht? Und das geschieht zwanzig Jahre nach dem großen Einheitskriege, der ein Gottesgericht ohne gleichen war. Wahrlich eine jammervolle und tief beschämende Thatsache!

Haben wir zu schwarz gemalt? Einseitig vielleicht und sicher sehr unvollständig — denn es giebt noch andre Beunruhigungsbacillen —, aber nicht zu schwarz. Belege für das gesagte liegen jedem zur Hand, der die Augen offen hält. Die Lichtseiten der Gegenwart werden in eitler Selbstbespiegelung so oft und so überschwänglich gepriesen, daß es wahrlich überflüssig wäre, dies auch noch hier zu thun. Aber die Gegenwart schwarz malen heißt deshalb noch nicht schwarz in die Zukunft sehen. Hoffen wir, daß der Körper unsers Volkes Kraft genug besitzt, jetzt wie früher jene bösen Bacillen hinauszumwerfen durch eine gesunde Reaktion. Dies Wort hat freilich bei dem Bildungsphilister einen schlimmen Klang, er denkt dabei gleich an „finstres“ Mittelalter, Pfaffen- und Junkerherrschaft. Aber bekanntlich bewegt sich die Weltgeschichte fortwährend in Vorstößen und Rückschlägen, und die einen sind so notwendig und heilsam wie die andern. Auch das neue deutsche Reich entstand durch eine kräftige Reaktion des deutschen Volksgeistes gegen das überlieferte, eingewurzelte Sondernum, die von einer entschloßnen und einsichtigen Minderheit geleitet wurde, und vielleicht erleben wirs noch, daß sich in ähnlicher Weise eine gesunde sittlich-wirtschaftliche „Reaktion“ im deutschen Volke Bahn bricht. Anzeichen und Ansätze dazu sind schon da, und an gesunden Kräften fehlt es nicht, aber um ihr zum Siege zu verhelfen, dazu wird es wohl noch mancher schweren Erfahrungen bedürfen. Denn nur einzelne lassen sich von der Geschichte belehren, nicht die Masse.

